

Mark Juergensmeyer

Krieg und Religion

BLUMENBERG-VORLESUNGEN

Band 4

Mark Juergensmeyer

Krieg und Religion

Erkundungen einer ambivalenten
Verbindung

Aus dem Englischen übersetzt
von Ulrike Berger

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2019

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlagkonzeption: Verlag Herder

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-38043-3

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83043-3

Inhalt

Dank	7
Einleitung:	
Warum denken wir über Krieg nach?	11
1 Der seltsame Reiz des Krieges	18
<i>Dem Chaos begegnen</i>	19
<i>Sich den Krieg vorstellen</i>	27
<i>Die Allgegenwart von Krieg</i>	34
<i>Mit dem Chaos leben</i>	44
2 Krieg als alternative Wirklichkeit	51
<i>Den Krieg verstehen</i>	55
<i>Die alternative Wirklichkeit des Krieges</i>	66
<i>Feinde erfinden</i>	73
<i>Die Welt des Krieges</i>	80
3 Religion als alternative Wirklichkeit	85
<i>Die alternative Wirklichkeit der Religion</i>	92
<i>Dem Durcheinander des Lebens begegnen</i>	103
<i>Religion und Krieg: Konkurrierende Wirklichkeiten</i>	111
4 Die Verbindung von Krieg und Religion	116
<i>Verursacht Religion Krieg?</i>	119
<i>Wenn der Krieg die Religion vereinnahmt</i>	128
<i>Wenn die Religion den Krieg vereinnahmt</i>	132
<i>Wenn Religion und Krieg verschmelzen:</i>	
<i>Der kosmische Krieg</i>	139

Inhalt

5	Kann Religion Krieg heilen?	155
	<i>Den Krieg begrenzen</i>	160
	<i>Krieg ohne Blut</i>	164
	<i>Mit konkurrierenden Wirklichkeiten leben</i>	171

Dank

Die Ideen, die die Argumentation dieses Buches leiten, haben sich über einen längeren Zeitraum herausgebildet. Sie beschäftigen mich vielleicht schon seit meiner ersten Erkundung des globalen Anstiegs von religiöser Gewalt vor mehr als dreißig Jahren. Die Idee des kosmischen Krieges habe ich in den Weltbildern vieler gewalttätiger Bewegungen gefunden, und diese Idee habe ich in Aufsätzen und in zweien meiner Bücher bereits erörtert, nämlich in *Global Rebellion: Religious Challenges to the Secular State* und *Terror in the Mind of God: The Global Rise of Religious Violence*.

Ich war mit diesen kurzen Erörterungen aber nicht zufrieden. Ich wollte gründlicher untersuchen, warum Religion und Krieg auf so merkwürdige Art und Weise miteinander vereinbar zu sein scheinen. Warum braucht der Krieg die Religion und die Religion den Krieg?

Diese Frage hat mich im Verlauf der Jahre verfolgt. Ich machte im Jahr 2006 in einer Reihe von Vorlesungen unter der Schirmherrschaft der Stafford Little Lectures an der Princeton University einen ersten Versuch zu ihrer Beantwortung. Diese Vorlesungen sollten bei der Princeton University Press veröffentlicht werden, aber damals waren der Redakteur im Verlag und ich uns einig, dass die Ideen nicht ganz zusammenpassten und nicht veröffentlichungsreif waren. Deshalb dümpelte das Projekt eine Weile vor sich hin, bis sich eine andere Gelegenheit ergab, eine Reihe von Vorlesungen über das Thema zu halten, diesmal im Jahr 2018 während meines Aufenthalts als Gastwissenschaftler an der

Dank

Universität Münster. Inzwischen hatte ich eine klarere Vorstellung davon, wie die Ideen zusammenpassten, und nach den Vorlesungen war ich in der Lage, sie weiter auszuarbeiten und zu diesem Band zusammenzufügen.

Ich bin Professor Detlef Pollack, dem damaligen Sprecher des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, außerordentlich dankbar und ebenso den Clustermitgliedern, mit denen ich viele der in diesem Buch präsentierten Ideen lebhaft diskutieren und weiterentwickeln konnte. Mein Dank gilt auch dem Verlag Herder in Freiburg, der die deutsche Übersetzung veröffentlicht, und der Übersetzerin Dr. Ulrike Berger für die Übertragung des Buches in ein lesbares Deutsch. Es ist mir peinlich, dass ich trotz meines deutschen Namens und Erbes die Muttersprache meiner Vorfahren so wenig beherrsche.

Die Publikation der englischsprachigen Originalversion wurde von dem kompetenten Stab der New Yorker Geschäftsstelle von Oxford University Press betreut. Ich bin meiner Redakteurin Cynthia Read für ihre enthusiastische Unterstützung dieses Bandes und für ihren klugen Rat während unserer Zusammenarbeit zur Vorbereitung seiner Publikation dankbar.

All die Hilfe zu erwähnen, die ich in mehr als dreißigjähriger Feldforschung erhalten habe, wäre strapaziös, aber ich möchte hier denen Anerkennung zollen, die mir bei meinen jüngsten Feldstudien geholfen haben. Im Irak haben mir Professor Dilshad Hamad von der Tiskh Universität in Erbil und der Gründungsdirektor des Public Policy Institute Erbil, Mushid Irwani, die Durchführung des Vorhabens erleichtert. Für Übersetzungshilfe danke ich Jeen Maltai in Dohuk und Shahid Buran Hadi in Suliamaniya, die auch bei den Planungen halfen. Auf Mindanao in den Philippinen konnte ich die Gastfreundschaft des Stabes der Notre Dame

University in Cotabato in Anspruch nehmen. Insbesondere bin ich Francis Zabala, dem Präsidenten, und Sheila Algabe, der Vizepräsidentin für Verwaltung, sowie Collin Dvorak für sein Übersetzungsgeschick in Tagalog zutiefst dankbar. Für Hilfe im indischen Staat Punjab danke ich meinen drei alten Freunden Mohinder Singh, Harish Puri und Jagrup Singh Sekhon von der Guru Nanak Dev University Amritsar. Für Hilfe bei der Beobachtung dschihadistischer Chatrooms und Twitterfeeds geht mein Dank an zwei meiner Studenten, Saba Sadri und Mufid Taha. Für die Unterstützung meiner Recherchen und Reisevorhaben bin ich dem Projekt „Resolving Jihadist Conflicts?“ der Universität Uppsala und seinem Direktor Isak Svennson verbunden.

Wie in allen meinen Schriften möchte ich Sucheng Chan danken. Ihre eigenen Schriften sind ein Vorbild an begrifflicher Klarheit und Textflüssigkeit, die ich in den fünfzig Jahren, die wir nun zusammenleben, zu erreichen versucht habe. Vielleicht gelingt es mir ja eines Tages.

Einleitung:

Warum denken wir über Krieg nach?

„Das ist Krieg“, sagte der traurige philippinische Mann vor sich hin, als wir über den Fluss auf die Stadt Marawi blickten. Sie war erst wenige Wochen zuvor bei einer fünfmonatigen Belagerung dem Erdboden gleichgemacht worden, als das Militär versucht hatte, die Stadt von einer IS-nahen muslimischen Separatistenbewegung zu säubern. Als wir die Stadt über den Fluss betrachteten, lag sie noch von Kämpfen gezeichnet in Trümmern.

Die Bemerkung meines Begleiters ließ mich aufhorchen. Zwar war ich angesichts der Zerstörung ebenfalls bestürzt, wusste aber, dass es umstritten war, wer die Verantwortung dafür trug, wer angefangen hatte und ob sich die Militäraktion rechtfertigen ließ. Wie die Städte Mosul und Rakka bei dem Versuch zerstört wurden, den Irak und Syrien aus dem bösartigen Griff des Islamischen Staates im Irak und in Syrien zu befreien, führte auch dieser im philippinischen Mindanao unternommene Versuch zur Vertreibung der IS-Rebellen dazu, dass die Städte in Schutt und Asche gelegt wurden. Um die Städte zu retten, mussten die Befreiungsarmeen sie zerstören.

Auch ich fand diese Militäreinsätze unverhältnismäßig. Vielleicht waren sie auch unsinnig. Aber waren sie Krieg? Mein philippinischer Begleiter wiederholte den Satz, ruhig, als sage er nichts Neues. Was meinte er damit, und was sah er, das ich nicht sah?

Natürlich lebte ich nicht in Marawi – er aber schon. Das Haus seiner Familie lag mitten in der Innenstadt, und er

selbst war monatelang Bomben und dem Zerfall der sozialen Ordnung ausgesetzt gewesen. Jetzt blickte ihn von jenseits des Flusses gespenstisch eine zerstörte Stadt an.

„Nichts ist übriggeblieben“, sagte er und zeigte mir Videos von den Überresten seines einige Tage zuvor mit seinem Mobiltelefon aufgenommenen Hauses. Er hatte recht – ich konnte bloß noch einen Haufen Ziegel und Schutt sehen, wo einst ein stolzes mehrstöckiges Haus gestanden hatte.

„Meine Mutter hat sich für dieses Haus abgerackert“, sagte er traurig. Sie hatte jahrelang als Haushaltshilfe in Saudi Arabien gearbeitet und immer gewissenhaft die Einkünfte an ihre Familie auf den Philippinen geschickt. Ein Teil des Geldes war für die Hochschulausbildung der Kinder bestimmt. Der Rest wurde in das Haus in Marawi gesteckt.

Während er früher, wie er mir erzählte, ein bisschen mit der muslimischen Separatistenbewegung sympathisiert hatte, veränderte sich seine Haltung nach den Kämpfen. Er wusste jetzt, dass sie sich im Kriegszustand befanden.

Krieg – was für eine bemerkenswerte Vorstellung. Sie erlaubte meinem philippinischen Begleiter, wie er sagte, alles neu zu sehen. Er betrachtete die Welt jetzt mit anderen Augen. Er konnte nicht mehr darauf vertrauen, dass die Regierung das Rechte tat; er sah sie jetzt als einen Feind, mit dem keine Versöhnung möglich war. Man konnte sie nur bekämpfen und zu besiegen versuchen – in einem Kampfszenario, das seine gesamte soziale Welt verschlang.

Es ist etwas Eigentümliches um diese Kriegsidee. Sie stellt die Welt auf den Kopf. Sie verwandelt Gegner in dämonische Feinde und bringt das zivile Leben zum Erliegen. Sie versetzt gewöhnliche Leute in einen Zustand, der sie befähigt, zu töten und getötet zu werden und zu jubeln, wenn der Feind – Männer und Frauen mit Familien und Pflichten und Träumen, deren Leben vielleicht gar nicht so viel anders

ist als ihr eigenes – vernichtet wird, manchmal auf brutale Weise.

Doch die Geschichte ist voller Krieg. Was vielleicht mehr verblüfft: Auch die Religion ist voll davon. Die menschliche Kreativität im Allgemeinen schwelgt in ihm. Krieg durchzieht die Bilder der Populärkultur – die Theaterstücke und Filme, Romane und Fernsehgeschichten, Comics und Computerspiele. Er beherrscht die Vorstellung derer, die in den letzten Jahren Terrorakte begangen haben. Und diese Vorstellung treibt auch diejenigen an, die ihre eigenen Kriege gegen den Terror in Gang gesetzt haben.

Sie ist wirkmächtig, diese Kriegsidee, und rätselhaft dazu. Seit Jahrzehnten untersuche ich das Aufkommen religiöser Gewalt weltweit, darunter die von Gruppen wie dem Islamischen Staat und von jenen christlichen Milizen, die in Terrorakte verwickelt waren. Krieg ist dabei ausnahmslos das Hauptthema. Alle Aktivisten, mit denen ich gesprochen habe, kommen irgendwann darauf zu sprechen.

„Mr. Mark, wir haben Krieg“, sagte ein dschihadistischer Kämpfer zu mir, der wegen seiner Rolle bei dem Bombenanschlag auf das World Trade Center 1993 in Haft war. „Wir wussten, es war Krieg“, sagte mir ein früherer Kämpfer für ISIS, als ich mit ihm in einem Gefängnis im Irak sprach, „sobald Saddam fiel und das Land ins Chaos gestürzt wurde und die Schiiten uns Sunnis unterdrückten.“ „Wir sind im Krieg“, sagte mir ein buddhistischer Mönch in Myanmar zur Rechtfertigung der buddhistischen Attacken auf die muslimische Minderheit in seinem Land. „Wir befinden uns in einem Kulturkrieg“, erklärte ein christlicher Aktivist in den Vereinigten Staaten und fügte hinzu, „das ist keine Metapher, sondern ein richtiger Krieg.“

Krieg war das zentrale Bild in der Weltsicht fast aller an Gewalttaten beteiligten Extremisten, die ich interviewt habe.

Hinter der moralischen Rechtfertigung von Gewalt bei brutalen Angriffen stecken Vorstellungen von großartigen Kämpfen, von einem Krieg in transzendente Maßstab. Meine Faszination für diese Kriegsvorstellungen hat sich in eine tiefsitzende Neugier verwandelt, mehr darüber zu erfahren, was Krieg ist und warum er offenbar so unausweichlich in Situationen von extremer Erschütterung, tiefster Erniedrigung und höchstem Stress auftaucht. Ich will den Krieg verstehen, möchte begreifen, warum dieses Vorstellungsmuster unsere Sicht auf die uns umgebende Welt verändern kann und was die Religion damit zu tun hat.

Dieses Buch befasst sich mit Krieg – mit der Idee des Krieges, warum sie so verlockend ist und warum sie oft mit Religion zusammenhängt. Ich will herausfinden, warum Krieg Religion braucht und Religion Krieg. Was mich fasziniert, ist die Vorstellung vom Krieg – der imaginierte Krieg. Ich bin weniger am tatsächlichen Gebrauch tödlicher Waffen interessiert als an der Weltsicht, die ihn ermöglicht. Ich weiß: Vieles wurde schon geschrieben über die strategischen Entscheidungen im Rahmen der Kriegsführung, über die kühle Kalkulation, wirtschaftliche Vorteile oder politisches Gewicht auf Kosten des Lebens von Soldaten zu gewinnen, und über die politischen und moralischen Rechtfertigungsmuster, die erlauben, auf wahrgenommene Bedrohungen mit Waffengewalt zu reagieren. So wichtig solche Betrachtungen auch sind, so möchte ich sie doch nicht in den Fokus dieses Buches stellen. Was mich interessiert, ist die heimliche Sehnsucht nach Krieg, die solche Kalkulationen möglich macht, ist die öffentliche Zustimmung zu dem Gedanken, dass in gewissen sozialen Spannungssituationen Krieg sinnvoll ist. Es ist diese Vorstellung vom Krieg, dieses totalisierende und die eigene Weltsicht verabsolutierende Konstrukt menschlicher Vorstellungskraft, die ich erkunden möchte.

An diese Mentalität denke ich, wenn ich über Krieg rede. Es ist weniger der Akt der Kriegsführung als die Vorstellung vom Krieg, die Kriegsbegeisterung, das kriegerische Weltbild. Kriegsbegeisterung ist nichts Rationales. Obwohl die Durchführung von Militäroperationen zweifellos viel Können und rationale Kalkulation erfordert, scheint mir, dass Krieg – dass die Vorstellung des absoluten Konflikts, die vielen, wenn auch nicht allen, Militärhandlungen vorausgeht – fast etwas Instinktives ist. Die Kriegsidee hat viel mehr mit Emotionen – oder einer Art undeutlichem mentalen Reflex – zu tun als mit rationaler Argumentation. Sie meine ich, wenn ich von „Kriegsmentalität“ rede, von der Neigung, die Verhältnisse als kriegsähnlich zu betrachten.

Tatsächlich gehen die Kriegsidee und die Aktionen von Streitkräften nicht unbedingt Hand in Hand. Es gibt, selbst auf internationaler Ebene, Polizeiaktionen und humanitäre Interventionen, die mit einem lebensgefährdenden Waffengebrauch verbunden sind, aber nicht als Krieg betrachtet werden. Ein militärisches Kommandounternehmen, das Täter aufgreifen und vor Gericht bringen soll, wird normalerweise nicht als Krieg, sondern als eine Art Polizeiaktion angesehen. Vertreter der philippinischen Regierung sagten mir, ihr militärischer Angriff auf Marawi sei nicht als Krieg gedacht, sondern bloß ein Versuch gewesen, Straftäter einer gewalttätigen Bande zu verhaften. Als das FBI an einem verhängnisvollen Apriltag im Jahr 1993 das Gelände der Sekte der „Branch Davidians“ in Waco, Texas umstellte, hatte es nicht vor, deren Anführer zu töten oder die Bewohner des Geländes bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Die FBI-Agenten waren nicht im Krieg. Aber die Mitglieder der Bewegung, die sich in einer hoffnungslosen Situation gefangen wähnten und biblische Prophezeiungen über den Endzeitkrieg im Kopf hatten, sahen das eindeutig anders, ebenso wie die muslimischen Separatis-

ten auf den Philippinen eine andere Sicht auf Marawi hatten. Für sie handelte es sich um eine Salve in einem Krieg, in dem sie die Zielscheibe waren. Militante Aktionen werden also aus verschiedenen gesellschaftlichen Perspektiven unterschiedlich wahrgenommen. Für diejenigen, die den Regierungen der USA und der Philippinen rechtmäßige Gründe zusprechen, sind es Polizeiaktionen. Für jene aber, die an der Rechtmäßigkeit der Motive zweifeln und einen Kriegszustand zwischen Widerstandsgruppen und Regierung sehen, waren Waco und Marawi Gefechte in anhaltenden Kriegen. Die Anwendung militärischer Gewalt und die Kriegsidee sind nicht unbedingt deckungsgleich.

Die Kriegsidee verlangt zudem keinen permanenten Militäreinsatz. So brachte etwa der Kalte Krieg vielerlei regionale militärische Auseinandersetzungen – in Kuba, Korea und Vietnam – mit sich, aber das übergreifende Konzept war größer als jedes einzelne dieser Scharmützel.

Für die meisten von uns, die während des Kalten Krieges in Europa oder den Vereinigten Staaten aufwuchsen, lieferte dieser globale Spannungszustand eine eigentümlich beruhigende Weltsicht. Wir wussten, wer die Guten waren und wer die Bösen, und wir wussten, was gegen sie zu tun war. Das Jahrzehnt nach 1990 war durch weltweite Unsicherheit gekennzeichnet. Der von Präsident George W. Bush im Jahr 2001 erklärte „Krieg gegen den Terror“ bot ein neues Bild des globalen Krieges. Wenn es auch nicht unbedingt beruhigend war, lieferte dieses Bild doch eine Deutungsvorlage für internationale Ereignisse. Wieder wussten die Amerikaner, wer zu den Guten und wer zu den Bösen gehörte, und alle übrigen waren, wie der Präsident streng befand, entweder „für uns oder gegen uns“.

In den Jahren nach dem 11. September kam in öffentlichen Verlautbarungen und in der landläufigen Meinung

die amerikanische Vorstellung zum Ausdruck, der Krieg gegen den Terror sei auf eine nicht in Worte zu fassende Weise von Gott gesegnet worden. Beim Erklingen der Kriegstrommeln wird in der Vereinigten Staaten und anderswo die aufkommende kriegerische Sprache von religiöser Rhetorik begleitet. Wie die islamistischen Terroristen gegen Amerika einen heiligen Krieg ausriefen, so hatte auch die militante Antwort der Vereinigten Staaten mit ihrem „God bless America“ einen religiösen Refrain. Gott, so scheint es, ist immer dort, wo militärisch etwas los ist.

Das war in der Geschichte immer so. Ob in den Kriegen der hebräischen Bibel oder bei den großen Heerscharen der Hindu-Epen, Gott marschierte immer an der Seite von Eroberungsarmeen. Bei unserem Bemühen um ein Verständnis der Kriegsidee müssen wir deshalb unbedingt zu verstehen versuchen, was Gott mit dieser Idee zu tun hat. Warum steckt die Religion so voller Krieg, und warum wird Gott in Kriegen anscheinend von beiden Seiten regelmäßig als Söldner angeheuert?

In diesem Buch wird also über Krieg und Religion nachgedacht. Es ist eine Reflexion über die dunkle Seite der menschlichen Vorstellungskraft und ihre Fähigkeit, mit abgrundtiefen Qualen und Ungeheuerlichkeiten auf eine mir schrecklich irrational und insgesamt seltsam anmutende Weise umzugehen – durch Konstruktion einer Denkschablone, die Differenzen zwischen Positionen als unversöhnliche Gegensätze fasst, Feinde verteufelt und die grässlichsten Verwüstungen moralisch rechtfertigt. Was ist dieses Ungeheuerliche, das wir Krieg nennen, warum wünschen wir Menschen es so sehr und warum führt dabei Gott so oft das Kommando?

KAPITEL 1

Der seltsame Reiz des Krieges

„Sind wir im Krieg?“ Das war das Erste, was die Frau eines Freundes zu mir sagte, als mich die beiden kurz nach den Anschlägen vom 11. September 2001 bei meiner Rückkehr nach Kalifornien am Flughafen abholten. Ich war damals an der Ostküste unterwegs gewesen, und als sie in meinen Armen zusammenbrach, lag der 11. September erst ein paar Tage zurück. Sie wiederholte die Frage und ihre Stimme zitterte vor Angst. „Sind wir im Krieg“?

Ihre Tränen waren Ausdruck tiefen Empfindens. Ihre Frage implizierte, dass so etwas Gewaltiges wie der Anschlag auf das World Trade Center Teil eines bedeutenderen feindlichen Angriffs gewesen sein müsse als bloß ein von einer Schurkenbande militanter Muslime schlaue geplanter tödlicher Anschlag von hohem Symbolwert.

Aber genau das war er in Wirklichkeit. Die al-Qaida nahestehenden dschihadistischen Aktivisten waren nur eine kleine Bande von höchstens einigen hundert Leuten.¹ Es war keine gegen die amerikanische Militärmacht angetretene

1 Dokumente, die bei dem Militäreinsatz gegen das Anwesen Osama bin Ladens gefunden wurden, in dem er 2011 gefangen und getötet wurde, deuten darauf hin, dass im Jahr 2002 die Bewegung 170 Mitglieder hatte. (David Blare, „Secret Osama bin Laden Files Reveal al Qaeda Membership“, *The Telegraph*, 3. Mai 2012; abgerufen am 23. Juli 2018: <https://www.telegraph.co.uk/news/worldnews/northamerica/usa/9243503/Secret-Osama-bin-Laden-files-reveal-al-Qaeda-membership.html>).

internationale Riesenarmee. Im Zusammenhang mit dem 11. September wurde zwar gewöhnlich die Analogie zum Angriff auf Pearl Harbor bemüht, aber diese Parallele war merkwürdig schief. Ähnlich an beiden Angriffen war lediglich, dass sie plötzlich, dramatisch und überraschend waren. Die dahinterstehenden Organisationen unterschieden sich jedoch völlig voneinander: Die militärische Schlagkraft der Japaner beruhte auf einer gewaltigen Armee und einem Riesenreich, während es sich bei al-Qaida und seinen Verbündeten um ein verschwindend kleines Netzwerk infamer Aktivisten handelte, die über die ganze Welt verstreut waren und ihre zerstörerischen Pläne konspirativ per E-Mail schmiedeten. Sie genossen praktisch keine staatliche Unterstützung, wenn wir einmal von Osama bin Ladens Taliban-Gastgebern in Afghanistan absehen.

Dem allgemeinen Publikum fiel es offenbar schwer sich vorzustellen, dass etwas so Grauenhaftes wie der 11. September von einer kleinen und relativ unbedeutenden Gruppe ins Werk gesetzt werden konnte. Dieser Eindruck wurde von der Sprache der Medien und von öffentlichen Verlautbarungen verstärkt, die von dem Feind in großen Worten sprachen. Ihre Wortwahl deutete darauf hin, dass die niederträchtigen Taten von bin Ladens kleiner Schurkenbande etwas Größeres signalisieren müssen als blindwütigen Terrorismus. Es ist deshalb verständlich, dass die Frau meines Freundes instinktiv glaubte, es müsse Krieg sein.

Dem Chaos begegnen

Was braucht es, damit wir an Krieg denken? Hätte die Frau meines Freundes bei den Anschlägen vom 11. September auf das World Trade Center und das Pentagon ebenfalls an

Krieg gedacht, wenn die Dinge anders gelaufen wären – wenn die Türme des World Trade Centers zum Beispiel getroffen, aber nicht zusammengestürzt wären? Wäre es Krieg gewesen, wenn die Türme zwar zusammengestürzt wären, aber in der Nacht, so dass keine Menschen getötet worden wären und keine Kameras das Geschehen aufgezeichnet hätten? Was machte dieses Ereignis in den Köpfen vieler, die es vermittels der Fernsehbilder miterlebten, so eindeutig zu einem Kriegsakt?

Als ich kurz nach dem 11. September nach Kalifornien zurückkehrte, konnte ich diese Fragen an eine Klasse von Studenten weitergeben. Die Diskussion war lebhaft und anfangs ziemlich kontrovers.

„Es war die Größenordnung des Ereignisses“, intonierte ein Student. Er berief sich auf die Bedeutung des World Trade Centers und des Pentagons als öffentliche Institutionen und auf die Zahl der Getöteten. Ich gab zu bedenken, dass die Gebäude 1993 schon einmal von einer al-Qaida-nahen dschihadistischen Gruppe angegriffen worden seien und dass dieses Ereignis bei der amerikanischen Bevölkerung kaum ein Achselzucken hervorgerufen habe. Hätten die Angreifer damals mehr Sprengstoff verwendet und ihn anders platziert, wären beide Gebäude sofort zusammengestürzt. Die Verwüstung wäre enorm gewesen. Durch sie wären weit mehr Menschen getötet worden, als 2001 tatsächlich umkamen. Wie bei Bäumen, die in einem Wald umstürzen, wäre der erste Turm auf den zweiten gefallen, und beide hätten über mehrere Blocks hinweg alle anderen Gebäude im Schatten dieser beiden Mammuttürme ausradiert. Ich schätzte, dass dabei nicht weniger als 200.000 Menschen gestorben wären.

„Das wäre wirklich Krieg gewesen“, entgegnete der Student. Er fügte jedoch hinzu, angesichts des faktisch ziemlich geringen Schadens sei der frühere Angriff auf das World

Trade Center im Jahre 1993 nicht als Kriegsakt zu werten. Der 11. September sei anders. Die Zahl der Opfer und die dramatische visuelle Wirkung des Geschehens seien gute Gründe, ihn als Beginn eines Krieges zu verstehen.

Die anderen Studenten wehrten sich jedoch gegen die Vorstellung, allein die Größe des Ereignisses mache den Unterschied aus. Sie bemerkten, dass eine Naturkatastrophe wie etwa die Explosion einer Gasleitung oder selbst die Tat eines verrückten Einzelgängers ebenso viele Menschen hätte töten können und dass diese Ereignisse keinen Kriegszustand signalisiert hätten. Dafür müsse die Tat rational kalkuliert, von einer bedeutenden Streitmacht durchgeführt und absichtlich gegen uns gerichtet worden sein. Die Studenten hoben die Komplexität der Anschläge und die Tatsache hervor, dass vier verschiedene Flugzeuge beteiligt waren. All das müsse einen riesigen Planungs- und Koordinationsaufwand erfordert haben.

Ich wies darauf hin, dass viele frühere al-Qaida-Anschläge ähnlich orchestriert waren. So handelte es sich etwa bei den fast zeitgleichen Bombenattentaten auf amerikanische Botschaften in zwei afrikanischen Ländern im Jahr 1998 um eine höchst anspruchsvolle Planungsaufgabe. Dasselbe gilt für das Projekt Bojinka, den von Ramzi Yousef für al-Qaida ausgearbeiteten Plan, an einem verhängnisvollen Tag in den frühen 1990er Jahren ein Dutzend amerikanischer Verkehrsflugzeuge bei ihrem Pazifikflug in die Luft zu sprengen. Zum Glück flog der Plan auf und wurde nie realisiert. Er zeigte aber, dass al-Qaida die Vereinigten Staaten schon etwa zehn Jahre lang im Visier gehabt hatte und sich die amerikanische Öffentlichkeit dennoch nicht im Kriege wähnte.

„Aber der 11. September war anders“, entgegneten die Studenten, „weil er funktionierte“. Und, so fügte ein Student hinzu, „weil er hier war“.

Einen Moment lang herrschte Stille, als seien die Studenten von ihren Argumenten selbst nicht ganz überzeugt. Alle ihre Punkte waren gut, aber keiner schien irgendwie für sich allein genügend Gewicht zu haben, um eine ganze Gesellschaft auf der Stelle und instinktiv an Krieg denken zu lassen.

„Außerdem“, brach eine der Seminar-Teilnehmerinnen die Stille, „das war so etwas von verrückt, diese zusammenstürzenden Türme. Das musste Krieg sein.“

Jetzt, so schien mir, kamen wir der Sache schon näher. Die Verrücktheit des Ganzen, die enorme Auswirkung auf das öffentliche Bewusstsein, das überwältigende Gefühl der Verwundbarkeit und Demütigung, das die meisten Amerikaner damals empfanden, konnte nur mit etwas so Fundamentalem und Furchterregendem wie Krieg erklärt werden.

Zum Krieg gehören aber zwei Seiten, sagte ich. Wer genau war denn der Feind? Der 11. September unterschied sich sehr von Pearl Harbor, weil an dem japanischen Angriff, der die Vereinigten Staaten in den Zweiten Weltkrieg hineinzog, eine riesige Armee unter Führung einer nationalstaatlichen Autorität und ihrer internationalen Verbündeten beteiligt war. Krieg braucht Feinde. Für diesen Krieg brauchte man einen Feind, der genügend Kampfkraft hatte, um der größten Supermacht der Welt ein würdiger Gegner zu sein.

Ich fragte die Studenten: Was, wenn sich herausstellte, dass die Angreifer bloß eine schäbige Terroristenbande waren, die in Höhlen lebte und via E-Mail mit ein paar über die Welt verstreuten Kameraden Kontakt hatte? Was, wenn der Feind in diesem Fall keine „bedeutende Streitmacht“ war, sondern ein kleines, aber schlaues und wild entschlossenes Netzwerk antiamerikanischer und globalisierungsfeindlicher religiöser Aktivisten? Wäre das dann immer noch Krieg?